
FORUM: ÖSTERREICH



Andreas Latzko/Stella Latzko-Otaroff

Lebensfahrt

Erinnerungen

Herausgegeben und kommentiert
von Georg B. Deutsch

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Andreas Latzko/Stella Latzko-Otaroff
Lebensfahrt

Forum: Österreich, Band 5
Herausgegeben von Jacques Lajarrige und Helga Mitterbauer

Andreas Latzko/Stella Latzko-Otaroff

Lebensfahrt

Erinnerungen

Herausgegeben und kommentiert von Georg B. Deutsch

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Andreas Latzko, Gemälde im 1917 entstandenen Stil
des niederländischen *De Stijl* von Georg B. Deutsch

Diese Publikation wurde durch das Land Salzburg (Österreich) gefördert.

ISBN 978-3-7329-0354-2

ISBN (E-Book) 978-3-7329-9682-7

ISSN 2363-4855

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2017. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de



Abb. 1: Andreas Latzko

Inhaltsverzeichnis

ERSTER TEIL

ANDREAS LATZKO: VERMÄCHTNIS

AUTOBIOGRAPHIE BIS 1919 13

Erstes Buch: Aufstieg..... 15

I. Autofriedhof und Massenmord 15 – II. Am Rande des Abgrundes 17 –
III. Die ersten fünf Jahre 20 – IV. Antisemitismus 23 – V. Zur Schule 27 –
VI. Ungarn um 1880 27 – VII. Kampf um die Sprache 29 – VIII. In der
Volksschule 32 – IX. Der Rohrstock 35 – X. Ferienabenteuer 37 – XI. Atem
des Ruhmes 41 – XII. Ferdinand von Lesseps – Marseillaise 45 – XIII. Der
Hauslehrer 47 – XIV. Mein und Dein 51 – XV. Jugendsünden 54 – XVI. Die
Verbannung nach Stuttgart 58 – XVII. Jugendliebe und Bacchanal 60 –
XVIII. Zurück in Budapest – Geld oder Geist 63 – XIX. Schulerziehung 69 –
XX. Student – Bankangestellter – Auf Reise 72 – XXI. Militärdienst 78 –
XXII. Premiere 80 – XXIII. Erfolg und Zufall 85

Zweites Buch: Lebenskampf..... 91

I. Erwachsen 91 – II. Der Krieg von 1914 93 – III. Offizier 96 – IV. Von
München nach Budapest 98 – V. Auf der Suche nach einem Feldwebel 101 –
VI. Verantwortlichkeit 104 – VII. Aufhetzung 105 – VIII. Abstumpfung 111 –
IX. Ursache und Schuld 112 – X. Vergöttlichung der Gewalt 116 – XI. An die
Front 117 – XII. Kriegsinvalide 120 – XIII. In die Schweiz 123 – XIV. Der
deutsche Geist in Davos 125 – XV. Nichts vergessen und nichts dazugelernt 127 –
XVI. Weihnachten 1916 in Davos 131 – XVII. Erste Kriegsnovellen 133 –
XVIII. Der anonyme Verfasser 136 – XIX. Revolution in Russland – Hoffnung
und Zweifel 138 – XX. Barbusse und Romain Rolland 141 – XXI. Menschen im
Kriege 143 – XXII. Debattierklub auf dem Rigi 146 – XXIII. Beschlagnahme –
Verfolgungen 151 – XXIV. Netzwerk der Solidarität 155 – XXV. Militär-
behörde contra Diplomaten 156 – XXVI. Endlich wieder Bürger 160 –
XXVII. Führer und Untertanen 164 – XXVIII. Ein Ährenleser streut das
eingesammelte Korn 170

ZWEITER TEIL

STELLA LATZKO-OTAROFF: ZWISCHEN ZWEI KRIEGEN

BIOGRAPHIE 1919–1943 173

Vorwort..... 175

I. Deutschland im Jahre 1919 177

Noske, Ludendorff 177 – Opfer 178 – Kurt Eisner 181

II. Unterwegs..... 190

Ungarn während der Kontrarevolution 191 – Wien 195 – Salzburger Festspiele 198 – Italien – vor Mussolini 200 – Nideralm – Hermann Bahr 207 – Briefe aus Österreich 212 – Erste Reise nach Holland 219

III. Freunde und Geistesverwandte..... 225

Wieder in Alassio 225 – Salzburg – Anna Bahr-Mildenburg 228 – Heinrich Mann 230 – Arthur Holitscher 233 – Georg Brandes 233 – Paul 238 – Romain Rolland 240

IV. Salzburg..... 244

Stefan Zweig – Henri Barbusse 244 – Die Heimwehfaschisten 251 – Panaït Istrati 256 – Abschied von Salzburg 258 – In Paris 262

V. Holland..... 269

Lesungen 271 – Korrespondenz mit Stefan Zweig 274

VI. 1934–1939..... 289

Wie denken Sie über Frankreich? 289 – Jugend 291 – Schwalbenflug 294 – Hörspiele 299 – Frau Dr. Helene Stöcker 302 – In Erwartung des Zweiten Weltkrieges 304

VII. Nach 1940.....	308
Im Wagonlit – Lazare Hoche 309 – Wieder: Menschen im Kriege 311 – Der Zellengefangene 315 – Generalstreik 318 – Besuche am Krankenbett 322 – „Sterbehilfe“ 329	
EDITORISCHE ANMERKUNGEN	333
NACHWORT	341
MITGLIEDER DER FAMILIE LATZKO.....	349
WERKREGISTER (AUSWAHL)	351
PERSONENREGISTER.....	357
BILDERNACHWEIS.....	361
DANK	365
ÜBER DEN HERAUSGEBER	367

LEBENSFAHRT

*Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen, es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her
Wie fern der Heimat! mein Herz wie schwer!*

H. HEINE: LEBENSFAHRT

ERSTER TEIL

VERMÄCHTNIS
Autobiographie bis 1919
von *Andreas Latzko*

Meinen Söhnen

ERSTES BUCH: AUFSTIEG

I. Autofriedhof und Massenmord

Vor einigen Jahren, als sich der Goldschatz Europas wie ein zweiter Golfstrom¹ befruchtend nach Amerika ergoss, sah man in den illustrierten Zeitungen oft Bilder der sogenannten „Autofriedhöfe“ in den U.S.A. Wollte ein Fordwagen nicht weiter, warf man ihn einfach fort, wie ein abgebranntes Streichholz. Die Panzerkassen der Banken quollen ja über, Kreditbächlein drängten sich unter jedes bereitgestellte Produktionsrad, und das „laufende Band“ spie das eingeschluckte Material in Form fertiger Automobile auf die Straßen, viel schneller als die Hand des biblischen Schöpfers den Erdball geformt haben soll.

So in Fixigkeit der Natur voraus, wollte der Mensch auch in Lieblosigkeit nicht hinter ihr zurückstehen. Er warf die nur halb abgenutzten Produkte seines Ameisenfleißes der Verwesung hin, unbekümmert um unverbrauchte Kräfte, wie in gewöhnlichen Zeiten umgekehrt die Gegenstände gleichgültig ihre Eigentümer wechseln. Es war eine flüchtige Rache der lebendigen Kreatur an den toten Dingen, die so aufreizend treulos in der Tasche des Sohnes weiter ticken, wenn die Hand, die sie Jahrzehntelang täglich aufzog, längst vermodert ist.

Mit dem Ende der gesegneten „Prosperity“-Periode kamen die abgenutzten Wagen und asthmatischen Motoren wieder zu Ehren, die „Autofriedhöfe“ sind eine Erinnerung geworden. Vielleicht war „Friedhof“ nicht die richtige Benennung? Am Rande einer Schlucht für den Todessprung angekurbelt, waren die sterbenden Wagen übereinander hinweggestampft, der wüste Anblick der geknickten Rippen und zerfleischten Dächer erinnerte an Schlachtfelder eher denn an einen Friedhof.

Nie kann ich die Bilder der ungeheuren „Heldenfriedhöfe“ sehen, mit den endlosen, geometrisch ausgerichteten Reihen von Holzkreuzen, ohne an das zerwühlte Eisengekröse im Massengrab der Automobile zu denken. Unter den symmetrisch abgesteckten Holzkreuzen, die so ordnungsliebend friedlich wirken, wird das Gewirr der Kriegsleichen versteckt, und die verkrümmten

.....

1 In AL-T3 und AL-T2 (Andreas Latzko-Typoskript 3 bzw. 2) steht „Goldstrom“. Das dürfte ein Tippfehler sein: in AL-T1 und NLvS (Rückübersetzung aus der von van Suchtelen herausgegebenen auf Niederländisch übersetzten Publikation) steht „Golfstrom“.

Zur weiteren Erklärung der verwendeten Sigel siehe unten „Editorische Anmerkungen“.

Glieder, das widerspruchsvolle Bild der Unruhe im Grabe, das Erstarren mitten in der Bewegung. - - - Wer je das blutige Durcheinander, die hingemähten Toten auf dem Schlachtfeld gesehen hat, wird sich des Gedankens an die mit Autoteilen angefüllten Schluchten nicht erwehren können.

Das ist auch ein Beitrag zu der großen Fälschung, ein Ziegelstein in der chinesischen Mauer, die feig und schlau das Bild der Wirklichkeit isoliert. Sorgfältig muss das wahre Antlitz des Krieges unter Erde, Kreuzen und Blumen verborgen bleiben, – kein Vergleich, kein Film, kein Buch soll aus der Verpackung von geheuchelter Pietät und großen Worten den blutigen Wahnsinn herauschälen, der es wagen durfte Kupfer, Eisen, Stahl sparsam einzusammeln, verschwenderisch nur mit dem unwiederbringlichen Heiligtum, das in gotteslästerlicher Verbindung zum „Menschen-Material“ degradiert wurde!

Gegen diesen atavistischen Ungeist, der Menschenleben nach Tausenden wie Kartoffelsäcke addierte, habe ich die lächerlich schwache Waffe meiner Feder gezückt, als ließe sich der Urwald mit einem Federmesser roden. Mitten im Krieg, Anfang 1917, als Lobgesänge auf Mord und Totschlag noch zum literarischen „guten Ton“ gehörten, erhob ich Protest gegen die blutige Mathematik, die nichts mehr davon wissen wollte, dass jedes einzelne Menschenleben einmalig und unersetzlich ist und nicht nach Belieben multipliziert werden kann mit dem Grauen des Todeskampfes, den auch jeder Muttersohn, eingeschmiedet in die eigene Haut, einsam für sich allein bestehen muss.

Die Einbildung, ein Echo geweckt zu haben mit meinem Ruf, fiel bald von mir ab. Mehr als ein Jahrzehnt nach dem Verstummen der Kanonen haben andere, nicht mehr genötigt das Gebrüll der Geschütze und ihrer Reklameagenten zu überschreien, sich besser Gehör verschafft – ich fürchte, trotz des millionenstimmigen Widerhalls, mit dem selben negativen Resultat.

Denn es geht im Grunde um die einzige Erkenntnis, dass sich das Sterben von Menschen mit keinem Ziel entschuldigen lässt, weil jedes einzelne Leben, *vor der Zeit* ausgejätet und wie Alteisen ins Massengrab geworfen, ein ganz besonderes Kapitalverbrechen wider Geist und Sinn der Schöpfung ist, das zu multiplizieren einen betrügerischen Versuch bedeutet, hinter der suggestiven Wirkung der hohen Ziffern das Wesen der Tat: *den Mord* zu verstecken.

Ist auch mein Protest beinahe ungehört verhallt, so hat doch der missglückte Versuch mir persönlich die Beachtung und auch Freundschaft wirklich „Großer“ gewonnen, die aufrecht in dem Katarakt von Dummheit und Gewinnsucht die Menschheit gegen sich selbst zu beschützen versuchten. Für diese kurze Gipfelepisode nur scheint es mir erlaubt, meinen eigenen Lebenslauf zu dem Inhalt eines Buches zu machen. Wenn ich mich nicht darauf be-

schränke, allein den Ausschnitt zu geben, geschieht es gewiss nicht aus Überschätzung, sondern weil der Mensch, nicht wie die Schlange, die verlebten Jahre als leere Hülle hinter sich zurücklassen kann, vielmehr nur als die Gesamtsumme all seiner Erlebnisse und Taten als Ganzes verständlich wird.

II. Am Rande des Abgrundes

Wer je einen schmalen Bergpfad am Rande der steil abfallenden Felswand ersteigen musste, weiß, dass es nur ein Mittel gibt, den Schwindel abzuwehren: man darf nie in die Schlucht hinunterschauen, die unter den Füßen gähnt; den Blick krampfhaft nach oben gewandt, heißt es, den Aufstieg so fortzusetzen, als wüsste man gar nicht, wie hoch der Pfad schon über der Talsohle schwebt.

Dieselbe Regel gilt auch für den alternden Mann, der schon den sechzig näher als den fünfzig, gut tut, immer nur schön vor seine Füße zu schauen, einzig mit den Sorgen und Freuden der Gegenwart beschäftigt, ohne die Strecke zu messen, die er schon hinter sich gebracht hat. Es ist kein schönes Gefühl, sich immer näher am Rande des Abgrundes zu wissen, der sogenannte Fernblick entzückt nur die schwindelfreie Jugend.

Es ist kein leichter Entschluss, bewusst kehrt zu machen, wenn ohnehin das häufige Aussetzen des Motors, das asthmatische Schnaufen der Ventile, der Anblick der verbeulten Karosserie im Spiegel allzu oft an die verrostenden Gerippe am Boden des Abgrundes erinnern, dessen offener Rachen als unausbleibliches Endziel lauert, ob am Rande der nächsten, oder der wievielten Kehre, ist die einzige gnädig gewährte Unsicherheit, die man besser nicht durch Berechnungen und Rückblicke zu erhellen sucht.

Ob Seelenwanderung, Auferstehen oder Nirwana – keine Zeit und kein Volk, das nicht mehr oder weniger kunstvoll gebräute Narkotika gegen dieses Bangen kennt. In der Liebe zu den eigenen Kindern, in dem qualvollen Ringen des Künstlers um ein Werk, das ihn überdauern soll, in jedem menschlichen Streben fast kauert im Unterbewusstsein verkrochen die Auflehnung wider den unerträglichen Gedanken, wie ein Mücke oder Ameise spurlos weggewischt zu werden, als hätte man nie gelebt.

Guy de Maupassant nennt die Kirchen in einem seiner Romane: „Alle diese Gebäude, die unsere Todesangst sich erbauen ließen“. Echter springt diese Erkenntnis den frommen Besucher exotischer Tempel an. Ich habe die sogenannte „gebildeten“ Europäer nachsichtig und auch verächtlich lächeln gesehen, über Singalesen, die kniend ihr Blütenopfer zu Füßen einer Buddhastatue

legten und ein Räucherstäbchen ansteckten, um durch den Wohlgeruch die Gottheit gnädig zu stimmen. Wehe dem Zyniker, der dasselbe Lächeln wagen würde in einer katholischen Kirche, vor den Kerzen, die zu Füßen eines Heiligen um Fürsprache flehen.

Am krassesten aber sah ich schauernd in einem südindischen Hindutempel den unüberbrückbaren Abgrund aufgerissen, den Glaubensstärke mit tödlichen Fußangeln spickt. Im hohen Staub suchten zwei grünliche Hinduleichen, noch nicht tot, aber seit 13 Tagen schon in der Tropensonne schmorend, ohne einen Schluck Wasser und ohne einen Bissen Nahrung, weil der Tod von eigener Hand als neue Sünde im nächsten Leben gebüßt werden müsste, verhungern hingegen eine erlaubte Unterlassung ist, die Beschleunigung des Übersiedelns in die nächste Inkarnation! Wo die heiligen Elefanten vorbei müssen zum täglichen Bad, legen sich die armen Teufel, die nicht länger das Elend ihrer armseligen Lebensstrecke ertragen wollen, mitten in das Gewimmel der Gläubigen zum Sterben hin, von der Hoffnung ermutigt, die Gnade Schiwas werde den Fuß eines Elefanten lenken und so die lange Qual des Hungertodes kürzen. Neben den Sterbenden fließt Tag um Tag achtlos das Leben vorbei, man schreitet über sie hinweg, niemand stört ihren Todeskampf; erst die Leichen werden fortgeschafft. Entrüstet wehrt der Führer den Wunsch des europäischen Besuchers ab, als Retter einzuschreiten.

Geld? – Und wenn der „Sahib“ noch so tief aus seinem Reichtum schöpfen wollte – in eine höhere Kaste emporsteigen kann der Hindu nur über die Schwelle des Todes. Ihn zurückrufen in seinen niederen Stand, da er bereits einen Teil des qualvollen Weges hinter sich gebracht hatte und gleichsam mit einem Fuße schon im nächsten, besseren Leben stand? – Gewöhnlicher Mord wäre ein ungleich geringeres Vergehen, als solcher Raub des halb schon erstorbenen nächsten Lebens!

Ob es wirklich ein beneidenswerter Hort ist, derart fest in einem Glauben verwurzelt zu sein? – Für den Ungläubigen ist es schwer, sich nicht als Mitschuldiger zu fühlen, wenn er als stummer Zeuge zuschaut, ohne das Opfer zu warnen. Aber sein Unglaube gilt nur ihm selbst ein „Wissen“! Dem wahrhaft Gläubigen ist der Lohn seiner Gottheit keine weniger festgemauerte Sicherheit. Wo – wie Mauspassant sagt – Schutzmauern gegen die Todesangst errichtet werden, kann nur ein inbrünstiger Neid den erfüllen, der ohne Illusion den Sturz in denselben Abgrund unerbittlich heranrücken sieht.

Schauernd wiegt Prinz Hamlet den Totenschädel in der Hand, aus dem, wie aus einer tauben Nuss, nur Sand und Erde rinnt. Dass es just der Schädel eines Hofnarren ist, dessen Kopf „voll war von den herrlichen Einfällen“, wie

der Prinz seinem Freund versichert – wer hört nicht aus dem Entsetzen der vorgeschobenen Figur das eigene Grauen des schön kränkelnden Dichters? „Meine Einbildungskraft schaudert! – Mir wird gar übel!“, lässt er Hamlet ausrufen,² und die Frage, ob auch von Alexander dem Großen nicht mehr übrig geblieben wäre, entlarvt mit gefährlicher Deutlichkeit, wie wenig die tyrannische Frömmigkeit seines Landes und seiner Zeit Zweifel und Furcht in ihm unterdrücken konnten.

Was wäre aber auch schwerer zu tragen als dieser Gedanke des vollkommenen Verlöschens? Seit der Erfindung Professor Röntgens stehen wir auf Du und Du mit unserem Gerippe. Aber dass die reiche Galerie der Gedanken und Erinnerungen, die von Jahr zu Jahr wachsende Sammlung unserer streng persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse, dass sie auch, wie der verbrauchte Körper auf dem großen Kehrrichtaufen verwesen sollen – dieser Aufgabe des Sich-selbst-Wegdenkens ist auch das geschulteste Gehirn kaum gewachsen.

Ich weiß, die Jugend von heute hat sich gründlich emanzipiert, sie lacht über die früher gültige Weisheit, die Zahl der Lebensjahre bürge für höhere Weisheit und menschlichen Feingehalt. Dieses tyrannische Vorurteil, dass uns die Ziffern über fünfzig wie ein Karatstempel der Münze zu respektieren zwang, haben die Nachkriegsgenerationen nicht allein zu Fall gebracht, sondern wie nach jedem kräftigen Ausholen ist auch dieser Sieg über das Ziel hinausgestoßen, und die überrannte Autorität der Älteren und Eltern sollte heute anerkennen, dass umgekehrt Jugend allein ein Rechtstitel auf Respekt, und Gewähr für bessere Einsicht ist? –

Sicher sind uns Alten von heute die Erfahrungen schon zurechtgemacht eingetrichtert worden. Wir mussten in den hinteren Reihen ausharren, das Gesichtsfeld verdeckt von den fein säuberlich eingeklebten Photographie-sammlungen der Altvorderen, gerade als wollte man einen von Wissensgier und Abenteuerlust fiebernden Auswanderer zwingen, seinen rechtmäßig erworbenen Fahrschein nach fernen Ländern gegen das vergilbte Reisealbum eines Heimkehrers eintauschen! –

Wie sollte gegen die Vermessenheit seine Zeitgenossen zu belehren zu wollen ein Mann nicht gefeit sein, der überhaupt kein positives Resultat erreicht, im Gegenteil alle Gaben der Vorsehung verpulvert hat?

.....

2 „Ach, armer Yorick! – Ich kannte ihn, Horatio, ein Bursche von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen. Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen, und jetzt, wie schaudert meiner Einbildungskraft davor! Mir wird ganz übel.“ Hamlet, Fünfter Aufzug, Erste Szene, „Auf dem Kirchof“.

Der Dichter Frank Wedekind – dem der Leser im Buche noch begegnen wird³ – nannte das Leben eine Rutschbahn. Ein Ford, ein Rockefeller wird die Definition mit gutem Grund nicht für sich gelten lassen; der arme Frank Wedekind hatte wenigstens zur Zeit als er den Satz niederschrieb, alle Ursache, das Gleichnis zu prägen. Später stemmte ihn der Welterfolg seiner Dramen zumindest in die Höhe geordneter Verhältnisse, von wo er als Sohn eines wohlhabenden Arztes mit seinem Genie gestartet war.

Das hier erzählte Leben – diese Warnung sei vorweggenommen – bleibt von Anfang bis Ende das, was man etwa die genaue Umkehrung einer Karriere nennen könnte. Im Glashaus des Reichtums zur Welt gekommen, körperlich wie geistig mit allen käuflichen Sonnen bestrahlt, auch nicht ganz ohne eigene Gaben, wird der „Held“ bekennen müssen, als Steuerzahler sowohl wie als Familienerhalter hinter jedem Durchschnittsbeamten, geschweige denn Klein-kaufmann zurückzustehen.

Warum diesen Niedergang, – der nicht einmal dramatisch genug ist, ein Sturz genannt zu werden, – festhalten? Nicht um den Wert des Ichs, nur um des Griffes willen, der grausam würgend oder schmeichelnd sanft auch aus dem minderwertigen Material ein flüchtiges, aber immer wunderbares Kunstwerk formt.

III. Die ersten fünf Jahre

Die ersten fünf Jahre, und noch einige Wochen, vielleicht Monate vom sechsten, sind gnädiges Geschenk; essen, spielen, nur von den Instinkten geleitet, die noch schützend die Schwelle des Bewusstseins bewachen, damit kein Gedanke und keine Beobachtung heimtückisch ins Gedächtnis schlüpfte. Die erste Erinnerung, die aus der purpurnen Seligkeit des rein vegetativen Daseins auftaucht, ist ein verglaster Korridor, der als Spielzimmer dient.

Durchschimmernde Wände aus Milchglas, viel Sonne, ein warm-weicher Fußboden mit blau-weißen Vierecken bespannt. Wie das Vieh auf der Weide darf der neue Mensch fünfzehn Jahre lang alle Forderungen seines Körpers und seines Spieltriebes befriedigen.

.....
3 Wedekind kommt in Latzkos Memoiren nicht vor. Diese Ankündigung weist aber darauf hin, dass Andreas Latzko beabsichtigt hatte, seine Memoiren weiterzuführen, worauf ja auch der letzte Satz seiner Memoiren verweist. Es ist nicht bekannt, in welchen Zusammenhang Andreas Latzko auf Wedekind zurückkommen wollte. Wedekind lebte, so wie Latzko, in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in bzw. in der Umgebung von München. Vermutlich kannten die beiden einander in dieser Zeit.

Hier schon ist der erst fünfjährige Knabe Jahrhunderte weit einem Großteil seiner Altersgenossen voraus, die es lang vor dem ersten Laut schon lernen müssen, dass Nahrung, obschon wie die Luft in genügsamer Menge vorhanden, dennoch nicht so selbstverständlich vorhanden ist. Wer vermag zu sagen, wie viel die Welt noch wird altern müssen, ehe die wichtigsten Selbstverständlichkeiten wie ein geheiztes, sauberes Heim, ganze Schuhe, ausreichende Verpflegung die Kindheit *jedes* angehenden Menschen umhegen werden? Wollte irgendein wahnwitzig gewordener Tyrann, von der modernen Art der Öl-, Kohlen- und Streichholzkönige statt des Stickstoffs den unentbehrlichen Sauerstoff mit Hilfe riesiger Industrieanlagen aus der Luft auf Flaschen ziehen, um dann, wenn die Menschen schon bläulich im Gesicht auf den Straßen umfallen, den Erstickenen die letzten Groschen abzupressen für jeden Atemzug – ich denke doch, die Welt würde gegen diese Art „Handel“ protestieren.

Ich denke! – mit Sicherheit möchte ich es nicht zu behaupten wagen, denn was ist im Grunde der Unterschied, ob man dem Menschen die Luft oder die Nahrung entzieht, die er beide in gleichem Maße benötigt, und die auch von der Natur in ausreichenden Mengen in Bereitschaft gehalten werden?

Sicher ist jedenfalls, dass alle neugeborenen Kinder entweder auf dem einen oder auf dem anderen Planeten zur Welt kommen. Auf einem regiert der Hunger, auf dem anderen der Appetit. Die Bewohner des ersten müssen es in den allerersten Monaten ihres Daseins schon lernen, dass die Befriedigung ihrer körperlichen Bedürfnisse peinlichen Verzögerungen unterliegt; die anderen wachsen heran ohne zu ahnen, dass ihr Magen auch vergebens knurren, für einen zerrissenen Schuh kein ganzer da sein könnte.

Was bedeutet der Unterschied der Hautfarbe, der Rasse, Nationalität oder Sprache, gegenüber diesem grundlegenden, mit den frühesten Kindheitseindrücken erwachenden Zwiespalt? Der Sohn wohlhabender Eltern wird mindestens sechs Jahre alt, ehe mit dem Schulbesuch das Wissen in ihm dämmert, es gebe auch sogenannte „arme Kinder“, Bewohner einer Art Polarlandschaft, wo man nicht alles was man braucht aus dem Kasten pflücken oder vom Boden aufheben kann! Von der Kinderfrau an der Hand geführt, erblickt auch der gehütete Knabe dann und wann einen Bettler an der Ecke, überbringt ihm eine Kupfermünze – aber das ergibt kein Bild, bricht kein Guckloch in die chinesische Mauer. Wie diesseits und jenseits der eisernen Käfigstäbe im Tiergarten, so fremd, als ganz andere Art Wesen bestaunt das Kind in gesicherten Verhältnissen die kümmerlichen Menschenpflanzen, die im Schatten wachsen.

Und erst die Umkehrung! – die unerklärliche Gewalt der Tatsachen, die das Wunder fertigbekommen, dem noch denkunfähigen Kinde beizubringen, dass

hungrig sein allein kein ausreichender Rechtstitel ist, Nahrung zu erhalten! Wie bewältigen zwei- und dreijährige Gehirne das klaffende Problem der üppig wachsenden Leckerbissen hinter dünnen Glasscheiben, der warmgekleideten, behandschuhten Altersgenossen?

Keine andre Erklärung als das noch unfassbare Wort „arm“. *Warum* aber der eigene Fuß blaugefroren aus dem geborstenen Schuhwerk lugt, *warum* die gepflegten vorbeistolzierenden Kinder nicht arm sein müssen? Wer glaubt, dass diese wie Henkerschlingen drosselnden Fragezeichen, der ersten Begegnung mit Welt und Menschen vorgelagert, ohne Einfluss auf die Entwicklung der jungen Seele bleiben?

Schuldlose Entbehrungen gegen unverdienten Überfluss, *beide* von der Wiege an mit der Luft eingeatmet, wie Sonne, Mond und Bäume als integrierender Bestandteil der eigenen Welt ins Bewusstsein aufgenommen, – mag die Weisheit, diese einerseits im Äquatorialgebiet, andererseits im Polarkreis gezüchteten Menschenarten, wie unter ganz gleichen Lebensbedingungen gewachsen, denselben Gesetzen, Pflichten und Forderungen unterwerfen – als selbst eingesetzter Richter muss ich mich zu den Tropenpflanzen einteilen, die hinter Milchglas gehütet, (von der moralischen Verpflichtung des Früchtetragens jetzt noch abgesehen) sich zumindest in Lobpreisungen dieser für sie herrlichen Welt erschöpfen sollten. –

Die allerersten, lebendig bewahrten Erinnerungen werden mir von der Einsrerfrau vermittelt, einer unwissend einfältigen Bäuerin. Zu Beginn meines sechsten Jahres stirbt im Stockwerk über uns die Mutter eines älteren Knaben, der sich als Schuljunge nur selten zu uns herablässt. Ohne zu wissen, was „sterben“ und „Tod“ bedeutet, weiß ich doch schon viele Tage vor dem Trauerfall, dass irgendetwas im Hause, über meiner Zimmerdecke nicht geheuer ist. Erwachsene unterschätzen immer die Musikalität der Kinder, sie gebrauchen Fremdwörter oder sprechen einige Sätze in fremder Sprache, ohne zu bedenken, dass ihr Mienenspiel und Tonfall aufschlussreich genug ist für die Neugierde der Kleinen. Ich erinnere mich genau, wie sehr die französischen Frage meines Vaters und die Antwort der Mutter, jedesmal wenn wir uns zu Tische setzten, mich mit Unruhe erfüllten. Ihr Gesichtsausdruck verriet Kummer, der mir im Zusammenhang mit dem Namen der fremden Familie über uns erklärlich war. Als Folge beobachtete ich mit wachsender Unruhe die Zimmerdecke, wenn ich abends in meinem Bettchen lag, und die Furcht, das unbekannte Böse, das da oben vorgehen musste, könnte zu mir durchbrechen, zwang meine Eltern, die Kinderfrau bei mir sitzen zu lassen, bis ich eingeschlafen war.

Für einfache Leute haben Todesfälle eine besondere Anziehungskraft. Das Sensationsbedürfnis, das nicht Romanlektüre, Theaterbesuch, Stiergefecht oder dergleichen befriedigen können, klammert sich an die wenigen besonderen Ereignisse ihres grauen Alltages. So schärfte die alte Bäuerin meine ohnehin aufgewühlte Phantasie mit dunklen Andeutungen und bewirkte, dass ich – entgegen des strengen Verbotes – hinter ihren Rücken ins Vorzimmer schlüpfte, als sie mit geheimnisvoller Miene die Türe ins Treppenhaus einen Spalt weit öffnete.

Rund ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen, und noch immer höre ich, wie damals, das knirschende Schlürfen von kurz trippelnden Schritten auf Steinfließen. Wenige Sekunden lang nur sah ich die lange schwarze Kiste, die wie ein riesiger Felsblock so schwer sein musste, nach den Schritten der schwarzgekleideten Männer geurteilt, die sie schleppten. Warum gerade das große Gewicht des Sarges einen so aufwühlenden Eindruck auf mich machte, weiß ich nicht zu erklären. Tatsache ist, dass ich viele Jahre lang, ja eigentlich bis auf den heutigen Tag, die kurzen, schlürfenden, trippelnden Schritte nicht von dem Begriffskomplex „Tod und Sterben“ trennen lernte. Sooft in den Märchenbüchern ein Todesfall vorkam, ob Riesen oder Zwerge, kleine Kinder, Elfen, böse Zauberer oder gefräßige Bären das Zeitliche segneten, der Tod wandelte sie in meiner Vorstellung zu ungeheuer schwer lastenden Massen, und die ersten Schatten der Todesfurcht überfielen mich, wenn ich an Neubauten vorbei musste oder steile Felswände sah. – Noch als Gymnasiast, als Angst zu haben mich geschändet hätte, stopfte ich oft die Faust in den Mund, kalten Schweiß auf der Stirne aus Furcht, die Zimmerdecke über mir werde herabstürzen und mich begraben. Nie vergesse ich meine Verblüffung beim Anblick eines einfachen Mannes, der den winzigen blauweißen Sarg eines Säuglings unter dem Arm zum Friedhof trug! Ich muss damals mindestens zwölf Jahre alt gewesen sein und war ein sonst nachdenklicher Junge, und doch löschte erst dieser Anschauungsunterricht die Zwangsvorstellung in mir aus, der Tod sei ein Etwas mit erschreckend großem Eigengewicht.

IV. Antisemitismus

Auch die zweite bleibende Erinnerung kerbt die alte Kinderfrau in mein Gedächtnis. Im Sommer desselben Jahres wahrscheinlich, denn das Erlebnis ist an den Park und die Sommervilla gebunden, die vermeintlich als Hintergrund

auftauchen, sobald ich an die Ereignisse und Gespräche jener Zeit zurückdenken will.

Heute liegt das Haus im besten Wohnviertel Budapests, mit U-Bahn oder Auto höchstens zehn Minuten weit vom Mittelpunkt der Stadt. – Vor fünfzig Jahren lag es eine Viertelstunde tief im Wald, im weiten Umkreis waren einige Wirtshäuser mit Gastgarten für „Ausflügler“ die einzigen Bauten. Ich muss darauf achten, nicht unter die Kindheitserinnerungen zu mischen, was ich in viel späteren Jahren über die „Villa“ und ihren damaligen Besitzer erfahren habe, weiß aber sicher, dass mich ein scheuer Respekt für den Unbekannten erfüllte, dem meine Phantasie die äußere Erscheinungsform eines Bilderbuchkönigs lieh.

Äußerlich glich das Sommerhaus eher einem gut erhaltenen Tempel des klassischen Altertums. Aus Gesprächen der Erwachsenen wusste ich, dass der Eigentümer, der vor zwei Jahren erst das fürstliche Heim mit dem großen Park am Rande der Stadt für sich hatte errichten lassen, nun schon des neuen Besitzes überdrüssig war und irgendwo im Auslande in einem teuren Badeorte die Ferien verbrachte.

Wenn mein Vater vor Gästen über das Haus sprach, schwang in seiner Rede die Geringschätzung des soliden, auf die Mehrung seines Vermögens bedachten Kaufmanns mit, – und dieser vorwurfsvoll-verächtliche Ton übte auf meine Kinderphantasie eine herausfordernde Wirkung. Wenn die Kinderfrau und die Mädchen in der Küche am Monatsersten ihren Lohn erhielten, fingen meine gespitzten Ohren jedesmal wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den „Geiz“ meiner Eltern auf. Diese anvertrauten meine Beaufsichtigung bedenkenlos dem üblichen bezahlten Personal, das immer aus den Schichten der Besitzlosen rekrutiert, das weiche Wachs der unentwickelten Kinderseele mit den harten Arbeitshänden modelliert.

Eine Kindheit auf jenem andern Planeten der frühen Entbehrungen hinter sich, täglich Zeuge des unerschöpflichen Überflusses im Hause der „Herrschaft“, bringen diese armen Leute die bewunderungswürdige Gutmütigkeit auf, den ihnen anvertrauten Kindern neidlos alle Freuden des Reichtums zu gönnen. Dass sich diese Toleranz nicht auch auf die Erwachsenen erstreckt, kann nicht wundernehmen.

Es ist eine unerklärliche Inkonsequenz aller wohlhabenden Eltern, Geld, Schmuck, ja sogar Lebensmittel sorgfältig verschlossen zu halten, nur gerade ihre Kinder vertrauensvoll den schlecht entlohten Wächtern aus dem feindlichen Lager zu überlassen.

Freilich, die fünf Kinder und den großen Haushalt konnte meine arme, immer kränkliche Mutter nicht allein versorgen. Der Vater fuhr früh morgens in die Bank und kam im Sommer nur spät abends, sonst auch für die knappe halbe Stunde der Mittagsmahlzeit nach Hause. Er plagte sich so, einzig für seine Kinder, die gut zu versorgen das Ziel all seiner Arbeit war! Aber um ihre Zukunft so ausbauen zu können, opferte er den Einfluss auf ihre Entwicklung während der wichtigsten Periode der Grundsteinlegung!

Aufgeweckte Kinder sind noch unausgefüllte Fragebogen. Wie die Schmarotzerpflanzen mit ihren Luftwurzeln saugen sie ihr Weltbild aus den Antworten der Umgebung, und der Samen, den Einfalt, plumpe Unwissenheit in den unbebauten Boden stampfen, schießt hoch in ihrer lebhaften Phantasie.

So ist das Bild der griechischen Fassade in meiner Erinnerung unlösbar an eine vertrauensvolle Mitteilung der Kinderfrau gefesselt. – Der Park, den ich zwei Sommer lang durchtobt habe, ist wie weggewischt, kein Spiel, keine Freude und keine Strafe ist mir im Gedächtnis haften geblieben. Ich sehe immer nur das ungewöhnlich hohe Schlafzimmer, die breite, bis zum Fußboden reichende Glastüre, die auf den Säulengang mündet, ist von außen mit breiten Eisenbalken verdeckt, dass kein Lichtschein weder herein noch hinausdringen kann. Nur eine Kerze brennt. – Ihr unruhiges Flämmchen zeichnet den Schatten des wegstehenden Kopftuches wie einen ungeheuren Schwalbenschwanz bald auf die Decke, bald auf die Seitenwände, wenn sich die Alte, eifrig tuschelnd, über mein Bettchen beugt.

Es war der Sommer des großen Ritualmordprozesses von Tisza-Eszlár, den Arnold Zweig, der Dichter des „Sergeanten Grischa“, Jahrzehnte später zu einem Drama gestaltet hat.⁴ Der leibliche Sohn des Angeklagten, ein hysterischer dreizehnjähriger Bengel, von den Landjägern erst misshandelt, dann mit Schokolade traktiert, als er ihrem Wunsch folgend gegen seinen Vater aussagte, hielt auch bei der öffentlichen Verhandlung die Aussage aufrecht, er hätte durch eine Türspalte mit eigenen Augen gesehen, wie sein Vater das Christenmädchen abgestochen und ihr Blut in einen Eimer aufgefangen hätte. Für den berühmten Verteidiger, den ich in meinen Journalistenjahren persönlich kennen lernte, war es ein Leichtes, den Jungen in Widersprüche zu verwickeln; alle belastenden Aussagen erwiesen sich als einstudiert, und so wurde, trotz

.....

4 Der Ritualmordprozess von 1882/1883, bekannt unter dem Namen „Affäre von Tisza-Eszlár“, war mit seinen Auswirkungen ein früher Höhepunkt des politischen Antisemitismus in Ungarn. Das Ereignis wurde öfters literarisch verarbeitet, unter anderem, wie erwähnt, von Arnold Zweig, in seinem Roman „Ritualmord in Ungarn“ (1915) und in Rudolf Brunngrabers „Prozess auf Tod und Leben“ (1951). Letzterer war Vorlage für den österreichischen Spielfilm „Der Prozess“ (1948) mit Ernst Deutsch in der Rolle des Angeklagten.

des Straßenterrors einer Gruppe von Radauantisemiten, der Rabbiner freigesprochen.

Der ungeratene Sohn wurde von seinen Auftraggebern in aller Stille nach Amerika abgeschoben, aber das unwissende Volk in seiner Einfalt ließ sich weismachen, die reichen Juden hätten das Gericht bestochen. Einen vollgültigeren Schuldbeweis als die Zeugenschaft des leiblichen Sohnes wider den Vater konnte es doch wohl nicht geben, und so musste Militär konsigniert werden. Tagelang patrouillierten Husaren durch alle Straßen Budapests, die Drohung, alle jüdischen Geschäfte zu plündern und alle Juden zu erschlagen im Falle eines Freispruches zwang die Regierung zu umfassenden Sicherheitsmaßnahmen. In der Nacht unmittelbar nach Bekanntwerden des Urteils wurde sogar scharf geschossen, und diese Salven, nicht allzu weit von der Villa abgefeuert, hämmerten den Schrecken und die geheimnisvollen Mitteilungen der Kinderfrau unauslöschlich in mein Gedächtnis.

Es bedeutete eine schwere Erschütterung meines Rechtsgefühles, das auf die Bestrafung aller Hexen und Stiefmütter, und die Befreiung und Krönung aller verwunschenen Prinzen eingestellt war, einen so grausamen Mord ungeahndet zu wissen. Lange konnte ich nicht einschlafen. Dass in einem Schaff eingefangene und zum Brotbacken verwendete Christenblut beschäftigte ausgiebig meine aufgewühlte Phantasie. Mit täglich wiederholenden Gelübden ewigen Schweigens entlockte ich der Kinderfrau alle Einzelheiten, die sie aus den heimlich erstandenen Nummern ihrer Ein-Kreuzer-Zeitung mühselig herausbuchstabierte.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich zum Verderben der armen Frau zuletzt doch wortbrüchig wurde. Als ich meinen Vater bei Tisch verächtlich von dem demonstrierenden „Gesindel“ sprechen hörte, konnte ich meine Empörung nicht bändigen und schüttete das Füllhorn meines Zornes über mordende Juden, bestechliche Richter und käufliche Zeitungsschreiber aus.

Die Überraschung meiner Eltern war groß. Ohne mich auf die Veränderung vorzubereiten, ließen sie die Kinderfrau geräuschlos verschwinden – ohne weitergehende Folgerungen aus dem Einzelfalle zu ziehen.

Ich werde später noch viel davon zu erzählen haben, wie ein blutarmer Medizinstudent mir die schönsten Jahre meiner Jugend mit seinem gehässigen Neid zur Hölle machen durfte. Wenn ich auf der Sonnenseite geboren und auferzogen, mit allen meinen Sympathien und Interessen zu den Antipoden hinüberwuchs und mein ganzes Leben lang mit der Gegenseite fühlte und für sie fechten werde, so sind es diese ersten Einflüsse, die ausschlaggebend für meine Entwicklung wurden.

V. Zur Schule

Der festliche Tag des ersten Schulbesuches ist mir mit der peinlichen Erinnerung an eine „Blamage“ verbunden, die mir – vielleicht nicht ganz mit Recht – viel Spott eingetragen hat. Ehe ich mit dem Ranzen auf dem Rücken an Hand der Kinderfrau stolz den Weg antrat, verteilte ich meine sämtlichen Spielsachen unter den jüngeren Geschwistern. Als Schuljunge, so wähnte ich, bliebe mir für derart unernste Beschäftigungen doch keine Zeit frei, auch schien es mir mit der Würde der Wissenschaften unvereinbar, andere Dinge als Bücher künftig in die Hände zu nehmen.

Als ich zwei Stunden später heimkehrte, fand ich die Geschwister in den Genuss ihres neuen Besitzes vertieft. Bis zum ersten Sonntag unterdrückte ich mühsam meine Reue, dann aber widerrief ich meinen Großmut, forderte mit Brachialgewalt meine Sachen zurück und ging aus der unvermeidlichen Rauferei als schmachvoll Besiegter hervor, denn das Salomonische Urteil der herbeigeeilten Eltern fiel zu meinen Ungunsten aus. Wie ich noch oft, und bis in die Studentenjahre hinein, zu hören bekam, sollte der Verlust der Spielsachen die Strafe für meine „Großmannssucht“ sein. Ob Urteil und Benennung psychologisch richtig waren, möchte ich bezweifeln. Pädagogisch mag es richtig gewesen sein, das Einhalten des einmal gegebenen Versprechens zu erzwingen. Was aber den Erwachsenen „Großmannssucht“ schien, war bestimmt nur die Auswirkung meiner allzu regen Phantasie, die mir noch so manchen viel ärgeren Streich im Leben spielen sollte.

VI. Ungarn um 1880

Mit dem Ungarn von heute hatte die Heimat meiner Kindheit wenig gemein. Was seit dem Weltkrieg und dem ungünstigen Friedensschluss mit grimmiger Besessenheit verfolgt wird und als vaterlandsfeindlich, als „jüdische Tücke“ gilt, der Liberalismus und das parlamentarisch-demokratische System waren die hehren, mit patriotischem Stolz gepriesenen Errungenschaften, die hoch zu halten oberste Pflicht jedes Ungarn war.

Diese Atmosphäre meiner Schuljahre war noch trüchtig mit den Schlagworten der Revolutionszeit von 1848, der ewige Rahmenbegriff „Freiheit“, das unzerbrechliche Gefäß, das sich geduldig mit den widersprechenden Inhalten füllen lässt, schilderte der Jugend meiner Generation in der übernationalen Färbung der Tradition von 1789; der Kampf der „Menschenrechte“

gegen jede Art Unterdrückung überwog das nur nebenher mitwirkende, engherzige Nationalgefühl von heute. Für uns waren die polnischen Freiheitskämpfer Kościuszko⁵ und Poniatowsky⁶, der Italiener Garibaldi⁷ gleichwertige Heldenbrüder der ungarischen Revolutionäre – Frankreich ehrten und liebten wir als Vorbild, „Deutsch“, das bedeutete Tyrannei, mittelalterliche Vorurteile, sklavischer Gehorsam, Korporealstock.

Eine kurze historische Erklärung dieses Deutschenhasses scheint mir unerlässlich.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Provinzen des Habsburgerreiches war Ungarn, dem Namen nach wenigstens, kein ererbter oder eroberter Besitz, sondern ein selbstständiges, aus eigener, freier Wahl angeschlossenes Königreich. Wäre der achtzehnjährige Franz Joseph, als er im Jahre 1848 den kaiserlichen Thron bestieg, klüger oder besser beraten gewesen, er hätte den Ungarn die Fiktion gelassen. Mehr als eine Fiktion konnten Wahlrecht, Parlamentarismus, Selbstverwaltung in dem rein agrarischen Lande nicht bedeuten, dessen Boden zu mehr als neun Zehntel im Besitz des feudalen Hochadels, der Kirche und der einen besonderen Junkerkaste war, des sogenannten „Sieben-Zwetschken-Adels“⁸, dessen Erbgüter zur Not gerade ausreichten, das Wurzelwerk von sieben Zwetschkenbäumen zu fassen. Die Leibeigenschaft war wohl schon aufgehoben, aber statt öffentlich auf die Prügelbank gestellt zu werden, wurde der frühere Leibeigene von den Gendarmen hinter den verschwiegenen Wänden der Wachstube blutig geschlagen, und seinen Wahlzettel bekam er von seinem Gutsherrn, von dem Kreisrichter oder vom Dorfgeistlichen in die Hand gedrückt.

Im Revolutionsjahr 1848 war überdies die gesamte Landbevölkerung des Lesens und Schreibens noch unkundig. Eine Industrie existierte überhaupt nicht. In der Wiener Kamarilla herrschte der Geist Metternichs. Die blutigen Unruhen in allen Ländern Europas unterstützten wirksam das reaktionäre Argument: jede Rebellion müsse mit drakonischer Strenge unterdrückt werden, und so ließ es der unerfahrene junge Mann zu einem Krieg und beinahe

.....
5 Tadeusza Kościuszko (1746–1817) polnischer Nationalheld, Anführer des nach ihm benannten Aufstandes gegen die Teilungsmächte Russland und Preußen im Jahr 1794; kämpfte 1777–1783 im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg an der Seite George Washingtons; setzte sich für die Abschaffung der Sklaverei ein.

6 Józef Antoni Poniatowsky (1763 Wien–1813 bei Leipzig) polnischer General; kämpfte 1788 für, 1809 gegen Österreich.

7 Giuseppe Garibaldi (1807–1882) kämpfte in den italienischen Unabhängigkeitskriegen vor allem gegen Österreich.

8 Kleinadelige wurden im Volksmund *hétszilvafás nemes* – „Adeliger mit sieben Zwetschgenbäumen“ – genannt.

zwanzig Jahre unterirdischen Kampfe kommen, der sich im Gehirn der ungarischen Schulkinder, Studenten und Zeitungsleser allerdings ganz anders spiegelte. Mit seinen eigenen Österreichern, Tschechen und Kroaten war der Tyrann mit Ungarn nicht fertig geworden. Die oft nur mit Sensen bewaffneten, meist barfuß marschierenden „Horden“ der Rebellen konnten erst überwältigt werden als der Zar von Russland im Interesse der gemeinsamen guten Sache seine Kosaken zu dem Söldnerheer der österreichischen Generäle stoßen ließ; und auch noch gegenüber dieser hoffnungslosen Übermacht soll die Idee der Kraft nur unterlegen sein, als der Oberbefehlshaber der Revolution die Waffen streckte. Er wurde dafür zum Judas gestempelt. Wir lernten ihn verachten, der Käuflichkeit verdächtigen, bekamen das Märchen von dem „bestochenen Söldling der Tyrannei“ verzapft, der in Wirklichkeit das Martyrium der Schande auf sich nahm, um sein Gewissen nicht mit unnützen Blutvergießen zu belasten.

Die traditionelle Dummheit jeder Gewaltherrschaft, die Wurzeln der besiegt Idee mit Märtyrerblut zu begießen, gab auch dem Triumph der österreichischen Generäle seine Würze. Pulver und Blei dünkte ihnen für das Demokraten-Gesinde zu gut. Feldherrn und Minister der gestürzten Republik kamen an den Galgen, nur dem Grafen Batthyány gelang es, sich den Soldatentod zu erzwingen. Die eigene Frau schmuggelte ihm in der letzten Nacht ein kleines Federmesser in die Zelle, und die Halswunde, die er sich beibrachte, machte das Anlegen der Schlinge unmöglich.

Die Hinrichtungen schufen einen Mythos, der zu den Herzen sprach, und die beinahe zwanzigjährige Willkürherrschaft der österreichischen Soldateska wandelte die unverständlichen Theorien von Volkssouveränität und Demokratie in einen populären Freiheitsbegriff. Die Sprache der Militärbehörden war deutsch, die Erlässe, Verbote und Verordnungen, alle Gesuche und Meldungen mussten in deutscher Sprache verfasst werden. Die einzig mögliche Art die Unterdrückung zu sabotieren war, nicht Deutsch zu verstehen. Als 1867 die fremde Tyrannei ein Ende nahm, blieb das Odium an der deutschen Sprache haften. Und der Gegensatz: Demokratie – Absolutismus wird verlegt auf den Gegensatz deutsch und ungarisch.

VII. Kampf um die Sprache

Für einen Großteil der städtischen Bevölkerung, insbesondere für den bürgerlichen Mittelstand Budapests, bedeutete diese Ächtung der deutschen Sprache